

Ortsgemeinde und überparochiale Dienste

Von Dr. Andreas Grabenstein, Neuendettelsau

(Korrespondenzblatt Nr. 8/9, 2004, 119.Jahrgang, S. 113-118)

Meine Geschichte mit dem Thema

Die Spannung zwischen Ortsgemeinde und überparochialen Diensten geht in gewisser Hinsicht durch meine eigene berufliche Biografie hindurch: Nach dem parochialen Start als Vikar in Ansbach war ich – überparochial, wenngleich sehr im Hintergrund tätig - Referent im Amt des Kreisdekans in Nürnberg und arbeitete gleichzeitig an einer wirtschaftsethischen Dissertation. Sieben Jahre war ich dann als Stellenteiler Gemeindepfarrer Nürnberger Süden, bis ich Anfang 2002 ganz zum zwei Jahre vorher gegründeten Institut persönlichkeits+ethik gewechselt bin. Dieser biografischen entsprach eine inhaltliche Pendelbewegung zwischen parochialen und überparochialen Themen und Perspektiven, wobei mein Eindruck immer wieder war, dass die gesellschaftspolitische und sozialetische Kompetenz des Protestantismus gegenüber seiner personaletischen und seelsorgerlichen Kompetenz, die in den Ortsgemeinden gebildet und gelebt wird, eigentümlich ortlos ist.

Der synodale Sparvorschlag vom Frühjahr 2003 schließlich war für mich ein Auslöser, einigen meiner eher intuitiven Vermutungen zum Verhältnis von Parochie zu überparochialen Diensten nachzudenken und sie an verschiedenen Orten einzubringen: Ich hatte und habe den Eindruck, dass sich Kirche angesichts der Finanz- und Relevanzkrise reflexartig auf das zurückzieht, was immer schon war: auf die Ortsgemeinde. Andere Ansätze, andere Gestalten von Kirche-Sein, andere Strukturen und Themen wurden hintangestellt, abgeblendet. Dies ist ein Hintergrund meiner Überlegungen und mag manche eher ortsgemeindekritischen Töne verstehen helfen. Ein weiterer Hintergrund ist mein Nürnberger Kontext: Ich habe bislang in Stadt- und Stadtrandgemeinden gearbeitet; mir ist selbst fraglich, ob und wie die folgenden Gedanken in anderen Kontexten greifen, sei es auf dem Lande, sei es in der Diaspora.

1. Alles Parochie oder was?

Die These, die ich im Folgenden von unterschiedlichen Richtungen her stärken möchte, heißt: Ortsgemeinden sind eine wesentliche Gestalt von Kirche, aber nicht die allein wesentliche Gestalt. Es gibt mehr als Ortsgemeinde – und dies ist auch und gerade aus theologischer Perspektive gut so.

Ich möchte zum Einstieg erinnern an die bekannten vier Grundbestimmungen, vier Kriterien von »Gemeinde«, wobei ich sie gleich heuristisch nutzen möchte, als Hinweise und Suchanleitung, wo überall »Gemeinde« gefunden werden kann – in und jenseits der parochialen Dimension. Gemeinde ist überall dort...

- wo Menschen ihr Leben miteinander teilen, durch Höhen und Tiefen hindurch (**koinonia**),
- wo Menschen einander helfen und sich unterstützen, wo sie denjenigen Menschen Lebenschancen eröffnen, die strukturell oder aktuell weniger Lebenschancen haben, ein Engagement, das oft die Grenzen der

Gemeinschaft überschreitet, das die Abgeblendeten in den Blick nehmen, das Gottes Option für die Vergessenen, zu Kurz gekommenen aufnimmt (**diakonia**),

- wo Menschen Gottes Geschichte und ihre eigenen Geschichten zusammenbringen, von den Spuren Gottes in ihrem Leben erzählen oder von daher ins Nachdenken kommen (**martyria**),
- wo Menschen Räume, Rhythmen und Rituale gestalten, um Gottes Gegenwart zu feiern und zu erinnern und um sich zu begegnen (**leiturgia**). Spannend finde ich hier die Übergänge von der Liturgie zu Gestaltfragen von Gemeinde, von der Gestalt des geistlichen Lebens zur Gestaltung des gemeindlichen Lebens, zum Bau-, Finanz- und Personalmanagement: Welche Regeln, welche Mittel und Strukturen braucht es, um Gemeinde zu sein? Hier klingt die Spannung zwischen Gottes Handeln zur Rechten und Gottes Handeln zur Linken an, die Spannung zwischen der Verkündigung und der rechtlichen oder ökonomischen Verfassung von Gemeinde.

Diese vier Kriterien markieren zentrale Dimensionen der Ortsgemeinde, aber eben nicht nur der Ortsgemeinde. Warum tut sich eine Kirche keinen Gefallen, sich auf die Lebensform der Orts-gemeinde zu beschränken, warum ist es wichtig, auch andere kirchliche Lebensformen von diesen Kriterien als Gemeinde zu beschreiben, als Gemeinde zu gestalten? Vier Punkte dazu.

1.1. Welche Menschen kommen in den Blick?

Die Lebensform der Ortsgemeinde setzt beim Wohnort der Menschen an und kommt aus einer Zeit, in der das Leben von Menschen sich am Wohnort abgespielt hat: Arbeiten, lieben, leben, feiern, klagen – alles geschah im Umkreis des Hauses, des Hofes, des Herdes. Bis heute hat dieser Ansatz beim Wohnort seine große Plausibilität: Wo Menschen wohnen, kommen wesentliche Lebensdimensionen zusammen, laufen elementare Sozialisations- und Bildungsprozesse, Wohnung hat mit den eigenen Wurzeln und der eigenen Heimat zu tun. Seit der Industrialisierung nun haben sich die Lebenskontexte aber ausdifferenziert: Immer weniger Menschen arbeiten, wo sie wohnen – und zur Freizeitgestaltung werden wiederum andere Orte aufgesucht.

Wohnortnahe kirchliche Aktivitäten erreichen daher die Menschen, die vor Ort sind, erreichen schwerpunktmäßig Frauen, Familien – und sie erreichen sie vor allem in ihrer Freizeit. Andere Menschen kommen am Wohnort und damit in der kirchlichen Wahrnehmung seltener vor: Nicht-Familienmenschen, junge mobile Erwachsene, Menschen mit Verantwortung und Führungsaufgaben in Politik, Wissenschaft und Wirtschaft. Und gleichermaßen selten kommen jene Menschen vor, die nicht »nach oben« mobil, sondern »nach unten« heimatlos sind: Arbeitslose, Aidskranke, Abhängige, oft auch einfache Arbeitnehmer, AusländerInnen.... Natürlich wohnen Arbeitslose auch im Bereich der Kirchengemeinden, nur fällt es ihnen hier oft nicht leicht, sich als Arbeitslose auszugeben, dies gelingt leichter bei einem Treff oder einer Beratungsstelle irgendwo in der anonymen Stadt. Und deswegen sind im Blick auf die nicht so wohnortfesten Menschen andere kirchliche Orte und Angebote so wichtig: Selbsthilfegruppen, Beratungsangebote, Bildungszentren, die Arbeit der Akademien, übergemeindliche Jugendarbeit usw.

1.2. Wie kommen die Menschen in den Blick?

Nicht wenige überparochiale Einrichtungen sind aus der Motivation entstanden, Menschen in den Blick zu nehmen und zu begleiten, die angesichts veränderter Mobilitäten und Milieus in den Ortsgemeinden weniger vorkommen. Ich vermute nun, dass in den überparochialen Perspektiven nicht nur andere Menschen gesehen werden, sondern, eng damit zusammenhängend, Menschen auch anders gesehen werden. Ich möchte einsteigen mit einer Wahrnehmung, die sicher auch etwas von der mittelfränkischen Mentalität meines Kontexts widerspiegelt, aber doch möglicherweise darüber hinaus gehende Bedeutung hat. Ich habe Menschen in den Kirchengemeinden, gerade auch Ehrenamtliche, oft in einer Spannung zwischen zwei Polen wahrgenommen (und kenne dies ähnlich aus Erzählungen von KollegInnen): Einerseits sind sie selbstbewusst bis aufmüpfig, andererseits sind sie autoritätshörig und pfarrerorientiert – und oft verläuft diese Spannung durch ein und denselben Menschen.

Meine Vermutung ist, dass diese Spannung nicht nur regionale Mentalität, sondern auch eine ungeklärte strukturelle Spannung in den Ortsgemeinden widerspiegelt: Ich meine das unklare Verhältnis von »Pfarramt« und »Gemeindeleben«.

- Unter Pfarramt möchte ich das gesamte Ensemble von PfarrerIn, Büro, Verwaltung, Sekretärin, Mesner verstehen, ein Ensemble, dessen Wahrnehmung immer noch tiefgründig geprägt ist vom landesherrlichen Kirchenregiment: Das Pfarramt wird als staatsanaloge Einrichtung wahrgenommen, als Ausführungsorgan einer Kirche, an die man Steuern zahlt, als Einrichtung, die Leistungen an Lebensübergängen erbringt, deren Zentralfigur verbeamtet ist, deren Funktionsweise mit Bescheinigungen und Amtssiegel immer noch behördlichen Geist atmet, die in Tiefenschichten gesellschaftlicher Wahrnehmung immer noch eine staatsähnliche Autorität darstellt, weithin unabhängig von ihrer aktuellen personellen Besetzung.
- An dieses »Pfarramt« hat sich seit dem 19. Jahrhundert und verstärkt nach dem zweiten Weltkrieg ein »Gemeindeleben« angelagert, symbolisiert durch das Gemeindehaus neben der Kirche: mit Gruppen und Kreisen, mit einem Fokus auf Geselligkeit und Nachbarschaftshilfe, auf Koinonia und Diakonia, zuweilen mit eigenen Verbänden und Vereinen, zuweilen mit eigenen Hauptamtlichen im gemeindepädagogischen oder jugendpädagogischen Bereich.
- Beide Dimensionen der Ortsgemeinde sind strukturell wenig verzahnt und sehr unterschiedlich ausgestattet. Und regelmäßig zeigt sich der Konflikt beider Dimensionen im Kirchenvorstand, in dem das Pfarramt zwar nur eine Stimme, in der Regel aber via Herrschaftswissen und Gestaltungsmacht einen über-proportionalen Einfluss hat – ein schönes Beispiel für die systemische Einsicht, dass in Wahrheit nicht die offiziellen Strukturen und Organigramme, sondern die tatsächlich kommunizierten Geschichten und Rollen prägen. Aus dieser strukturellen Spannung zweier Organisationsprinzipien mögen manche spätadoleszente Verhaltensweisen im Umfeld des Pfarramtes erklärbar sein, der Mut zum Experiment, die Frechheit gegenüber »oben« – aber doch auch der Respekt vor dem Amt: Herr Pfarrer, Frau Pfarrerin, dürfen wir das denn eigentlich? Machen wir's denn recht?

Uta Pohl-Patalong, die Hamburger Theologin, hat die Bilder untersucht, die an verschiedenen kirchlichen Orten von den Menschen existieren; ihre Untersuchungen gehen in eine ähnliche Richtung:

- An übergemeindlichen Orten – zu denken wäre an Beratungsangebote der Diakonie, an Bildungsangebote oder Jugendarbeit – sind Menschen eher als Partnerinnen und Partner im Blick, sie werden als mehr oder weniger souveräne Subjekte ihrer Lebensgestaltung gesehen, die sich in den Freiheitsräumen und Entscheidungszwängen der Gesellschaft behaupten und gar mit ihnen spielen können. Als solche werden Menschen an diesen Orten begleitet und zu einem eigenständigen Leben befähigt.
- Die Perspektive auf Menschen in Kirchengemeinden ist tendenziell anders: Öfters werden die Menschen hier als Opfer einer rasanten Modernisierung wahrgenommen, denen man Hilfe und Vergewisserung anbietet, die Ortsgemeinde wird zuweilen explizit als Gegenwelt gesehen, als Heimat und Rückzugsraum.

Aus mehreren Gründen ist bei solchen einlinigen Gegenüberstellungen Vorsicht geboten, nicht zuletzt, weil »Ortsgemeinde« und vor allem »überparochiale Dienste« Sammelbegriffe sind, deren Konturen bei größerer Differenzierung ausfransen und zerfließen. Dennoch scheint mir in dieser Gegenüberstellung ein Wahrheitsmoment zu liegen, weil eben die Strukturen von Ortsgemeinde – zuweilen gegen die explizite Absicht der dort aktiven Menschen - solche Bilder von Menschen verstärken: Ortsgemeinden sind eben Ensembles der weniger Mobilen, der Sesshaften, sie haben es mit bestimmten Milieus, bestimmten Lebenssituationen, bestimmten Menschen zu tun, mit anderen weniger, siehe oben. Und Ortsgemeinden haben es viel stärker als jene anderen kirchlichen Orte mit der von der staatskirchlichen Vergangenheit geprägten Spannung zwischen Pfarramt und Gemeindeleben zu tun: Pfarrfrauen und Pfarrer sagen (und meinen es ehrlich), dass sie Beteiligung wollen und das Priestertum aller Getauften. Die Tiefenstruktur der Parochie aber gibt selbst den Funktionsträgern mit partizipativer Grundeinstellung eine Macht, die andere Menschen in der Kirchengemeinde strukturell vorsichtig - oder eben aufmüpfig - sein lässt. Es gibt hier also eine latente Dissonanz zwischen expliziter Rede und der strukturellen »Körpersprache« von Gemeinde, eine Dissonanz, die sich übrigens auch darin zeigt, wie unser pfarramtszentrierter »Hauptgottesdienst« Sonntag für Sonntag die Gemeinde formatiert.

1.3. Welche Themen kommen in den Blick?

Es ist eine hermeneutische Einsicht aus der Theologie der Befreiung, die – zumal in einer globalisierten Welt – für viele Menschen heute sehr selbstverständlich geworden ist: Je nach Kontext können die Texte der Bibel ganz unterschiedlich sprechen und relevant werden. Die Situation bestimmt die Perspektive, lässt bestimmte Themen in den Vordergrund treten, andere in den Hintergrund. Für mich war es sehr eindrücklich, wie unmittelbar Menschen in Nicaragua die Gleichnisse und die Wanderexistenz von Jesus und seinen Jüngern nachvollziehen konnten: Als Tagelöhner, als Menschen, die heute noch nicht wissen, wovon sie morgen leben, kannten sie die Situation nur zu gut, in der Jesus spricht – spirituelle Umdeutungen oder sozialgeschichtliche Annäherungsversuche waren überflüssig.

Nun stellen selbstverständlich auch Ortsgemeinden einen bestimmten Kontext dar, in dem bestimmte biblische Themen in den Vordergrund rücken, andere weit nach hinten fallen. Ein sehr positives Beispiel für gelungene kontextuelle Bibellektüre in Ortsgemeinden ist für mich die Neuentdeckung der Frauengestalten in der Bibel, die

feministische Relektüre der Bibel: Hier werden von der eigenen Reflexion des Frauseins in einem männergeprägten Umfeld, von der eigenen Entwicklung zur Selbständigkeit von Frauen ganz neue Seiten der biblischen Texte entdeckt und entborgen. Insgesamt scheint mir der Fokus und damit die Stärke einer ortsgemeindlichen Bibelrezeption beim seelsorgerlichen und personalen Zugang zu liegen. Es geht hier um die großen persönlichen Themen von Zuwendung, Nähe, Anerkennung, Schuld und Vergebung, Krise und Neuaufbruch, Trauer und Trost.

Andere Kontexte stärken andere Perspektiven: Eine Schlüsselszene war für mich ein Treffen in den 80er Jahren, bei dem Werner Schanz, damals Leiter des Amtes für Industrie- und Sozialarbeit seine Geschichte mit dem Sabbatthema erzählte: In Auseinandersetzung mit den gesellschaftlichen Diskussionen um Arbeitszeitverkürzung und Sonntagsarbeit habe er entdeckt, dass es beim Sabbatgebot nicht nur um protestantische Sonntagskultur zwischen Kirchengang und Klößen gehe, sondern um eminent wirtschaftsethische Themen: Der Sabbat begrenzt die Verwertung von Mensch und Natur, er begrenzt politische und ökonomische Vormacht, er eröffnet einen Raum für Spiel und Muße, für zweckfreies und übernützlich-dasein und ist gerade so ein ungemein wertvoller Beitrag zur Sozial- und Wirtschaftskultur. Dies alles, so Schanz, habe er früher – etwa in der Theologie des Alten Testaments von Gerhard von Rad – schlicht überlesen und erst in den aktuellen Diskussionen gelernt und neu entdeckt.

Analoge Entdeckungen in und mit den biblischen Traditionen werden in anderen Kontexten gemacht. So entdecken diakonische Träger, die in der Spannung zwischen Wettbewerb und diakonischem Profil agieren müssen, die Themen von Spiritualität und Management, Spiritualität und Führung neu, gerade auch als biblische Themen, in biblischen Gestalten, in biblischem Verantwortungsethos und Machtkritik. Misereor, Brot für die Welt oder der Kirchliche Entwicklungsdienst arbeiten schon lange an und mit den großen Gerechtigkeitsthemen der Bibel, entdecken von ihren Kontexten her deren Relevanz in den Schieflagen der Globalisierung.

Es sind die großen politischen und wirtschaftlichen Themen der Bibel, die hier von anderen Kontexten in den Vordergrund kommen; es mögen auch andere große persönliche Themen sein, die in anderen Kontexten neu zu leuchten beginnen, wie ein Blick auf Themen aus der Arbeit von persönlichkeits+ethik zeigt: Karriere und Lebensqualität, Arbeitsüberlastung und Freiraum, Verantwortlich handeln in unverantwortlichen Strukturen und unter hohem Druck... Themen, die auch vieles in der Bibel neu zu entdecken geben.

Mein Plädoyer, unterschiedliche Kontexte deutlicher aufeinander zu beziehen, Parochie und überparochiale Orte enger zu vernetzen, kommt also aus einem theologischen Interesse: Unsere Lektüre der Bibel braucht verschiedene Kontexte, damit wichtige Themen nicht verkümmern und an Relevanz verlieren. Und eine kreative Bibellektüre hängt davon ab, dass Menschen aus diesen unterschiedlichen Kontexten sich wechselseitig besuchen, mindestens ein Gespür für den anderen Ort und seinen Umgang mit der Tradition haben. Die Rede von den »kirchlichen Orten« (Uta Pohl-Patalong) ist ein Versuch, strukturelle Bedingungen zu denken und zu schaffen, die diese wechselseitige Gastlichkeit befördern.

1.4. Die Wahrnehmung des Ökonomischen

Wie kommt die Wirtschaft in der Kirche vor? Sicher ist dies ein Thema unseres Instituts persönlich+ethik, möglicherweise ist es auch ein Thema zwischen Ortsgemeinden und überparochialen kirchlichen Orten. In den Ortsgemeinden heißt es nach meiner Wahrnehmung immer wieder: »Wirtschaft – das sind die Anderen«. Wir in der Gemeinde leben – wie fragmentarisch auch immer - Solidarität und Geschwisterlichkeit; dort in der Wirtschaft herrschen Profitstreben und Verwertungsinteressen. Bei manchen überparochialen Einrichtungen, Trägervereinen, diakonischen Unternehmen scheint das Pendel in die andere Richtung auszuschlagen: Wir stehen im Wettbewerb, unsere Mittel sind knapp, ökonomisch effizientes, betriebswirtschaftlich kompetentes Handeln ist überlebenswichtig, für unser evangelisches, diakonisches Profil fehlt Zeit und Luft.

Manchmal kann man den Eindruck gewinnen, dass in der Kirche nicht mehr wie bei Rudolf Otto das Heilige, sondern die Wirtschaft als fascinosum et tremendum erlebt wird: eine furchtbar andere und fremde Welt, gleichwohl faszinierend und in den Bann ziehend. Umso eher, so möchte ich behaupten, sich Menschen in der Kirche, an verschiedenen kirchlichen Orten auch als wirtschaftlich Handelnde sehen und begreifen, umso gelassener, nüchterner und unspektakulärer wird der Umgang mit Geld und Ökonomie. Nun sind allerdings die Voraussetzungen dafür, sich als wirtschaftlicher Akteur wahrzunehmen, in Ortsgemeinden denkbar ungünstig: Wer weiß schon, wie viel Kirchensteuer vor Ort zusammenkommt, von den eigenen Gemeindegliedern aufgebracht wird? Die gegenwärtige Finanzkrise kommt über die Gemeinden als ein Problem der Kirchenleitung, von wo es kommuniziert wird, nicht als ein Problem vor Ort, wo es entsteht. Auch haben Gemeinden nur begrenzte Verfügungsmacht über finanzielle Mittel, wesentliche Parameter, etwa der Stellenrahmen, sind von oben vorgegeben und finanziert. Die Grenze zwischen Eigenmittelverfügung und vorgegebenen Parametern deckt sich dabei interessanterweise genau mit der zwischen Gemeindeleben und Pfarramt.

Diese ökonomische Unselbständigkeit von Kirchengemeinden ist ebenfalls eine Spätfolge des landesherrlichen Kirchenregiments: Die Finanzen, die Verwaltung der Kirche war Sache des Staates, allein der Inhalt, die Verkündigung lag im Verantwortungsbereich der Kirchen selbst. Diese Trennung wirkt bis heute in der theologischen und ökonomischen Selbstwahrnehmung von Kirchengemeinden nach, die ihre Aktivitäten oft intuitiv in Gottes Regiment zur Rechten verorten, die das Eigentliche im Evangelium erblicken, in Zuwendung, Wertschätzung, Entgegenkommen. Themen der Struktur und Gestalt, der Strategie und Ökonomie werden oft als uneigentlich wahrgenommen, als fremd und vom Auftrag ablenkend.

Aus (mindestens) zwei Gründen halte ich es aber für wesentlich, dass die Kirchengemeinden sich auch als ökonomische Akteure wahrnehmen. Einmal denke ich, dass sich dort das Bild von Wirtschaft verändert und differenziert, wo in Kirchengemeinden das eigene ökonomische Handeln – als strategische Planerin, als Arbeitgeberin, als Immobilienbesitzerin - wahrgenommen wird. Die Glaubwürdigkeit kirchlicher Stellungnahmen zur gegenwärtigen Nivellierung der sozialen Standards wächst, wenn kirchliche Akteure selbst einigermaßen professionell und fair mit den Kürzungen und den davon betroffenen Menschen im eigenen Hause umgehen, wenn sie selbst in der Spannung zwischen betriebswirtschaftlicher Notwendigkeit und sozialer Kreativität nach fairen Wegen suchen. Dann vermute ich, dass eine

ökonomische Selbstwahrnehmung von Kirchengemeinden deutlicher als bisher die eigenen Ressourcen und deren Grenzen in den Blick bekommt: Was können wir leisten, was dürfen wir lassen, um mit knappen Mitteln profiliert präsent zu sein? Die Frage nach der eigenen Ökonomie treibt die Frage nach dem eigenen Profil, nach dem je konkreten Auftrag voran – und erinnert gerade in Umbruchzeiten auch an die Kunst des Sabbats gegen manche uferlose Selbstausschöpfung.

Was würde helfen, damit Gemeinden sich verstärkt als ökonomische Akteure wahrnehmen? Ein zentraler Schritt ist, dass mehr ökonomische Verantwortung vor Ort wahrgenommen wird, dass die Entscheidung über Finanzen und ihre Verwendung, mithin die Entscheidung über Stellen und Strukturen dezentralisiert und ortsnah angesiedelt wird – dazu gleich unter dem Stichwort »Regionalisierung« mehr. Eine Voraussetzung dafür ist, dass ökonomische Verwaltungskompetenz ebenfalls dezentralisiert werden muss. Konkret: Warum nicht an einem »kirchlichen Ort«, in einer größeren Kirchengemeinde oder einem Verbund von Gemeinden eine Pfarrstelle umwidmen zu einer Verwaltungsstelle mit betriebswirtschaftlicher oder verwaltungsfachlicher Kompetenz, deren Aufgabe die finanzielle Vorbereitung strategischer Entscheidungen des Kirchenvorstands (oder vergleichbaren Entscheidungsgremiums) wäre, die Durchführung des operativen Managements und das Controlling. Meine These wäre, dass bei einer guten Zuordnung der beiden Regimenter das geistliche Profil dieses kirchlichen Ortes – trotz der einen Pfarrstelle weniger! – deutlicher werden könnte.

2. Neue Bilder vom Kirche-Sein in der Region

So unscharf die Opposition von Parochie und Überparochialem auch sein mag, so sehr hier auch Trennlinien ausfransen, Grauzonen sichtbar werden: Die Gegenüberstellung zeigt die Verengungen einer sich nur parochial verstehenden Kirche. Und sie macht die Herausforderung deutlich, die unterschiedlichen Perspektiven auf Menschen, deren Lebensformen und Themen immer wieder zusammen zu bringen. Wie könnten Gestalten von Kirche aussehen, die die Stärken der jeweiligen Perspektiven aufeinander beziehen?

Ich möchte zwei Ideen vor- und zur Diskussion stellen: Zum einen die Idee, verstärkt die »Region« in den Blick zu nehmen als Größe zwischen Ortsgemeinde und landeskirchenweiten überparochialen Diensten; zum anderen die Idee, von unterschiedlichen »kirchlichen Orten« zu sprechen, an denen kontextbezogen protestantisches Profil sich zeigt.

2.1. Region als Bezugsgröße

Nicht nur Kirchen unter Sparzwang entdecken die »Region« als neue Bezugsgröße. Schon seit einiger Zeit lässt sich beobachten, dass im Prozess der Globalisierung zwar die Nationalstaaten sowohl politisch-ökonomisch als auch kulturell an Bedeutung verlieren, die Regionen aber an Bedeutung zunehmen - als Wirtschaftsstandorte, aber viel grundlegender auch als Lebensräume mit eigener Identität, siehe etwa die regionalen Agenda-21-Prozesse oder die regionalen Wirtschafts- und Tourismusvereinigungen, siehe die Kooperation von Kommunen oder das bürgerschaftliche Engagement von Unternehmen, die sich in Projekten für die Region einsetzen. Offensichtlich beschreibt die Region eine Größe, mit der Menschen sich in aller Veränderung identifizieren können, sie ist mehr als der Wohnort, sie hat viel mit kulturellen und strukturellen Qualitäten und Profilen zu tun.

Wo Kirchen gemeinwesenbezogen arbeiten und sich für ihre Lebenskontexte öffnen, bleiben sie in aller Regel nicht bei der Parochie stehen, sondern stoßen auf regionale Themen und Herausforderungen: Welche Fragen brennen den Leuten bei uns auf den Fingern? Was ist bei diesen Fragen unsere Perspektive, unser Beitrag, unser Auftrag? Was heißt »Evangelisch« in der Region? Beispiele für diese Wahrnehmung der Region gibt es zuhauf, zu denken wäre an kirchliche Arbeit in Regionen mit erheblichem Strukturwandel, zu denken wäre aber auch an die gemeindeübergreifende Arbeit im ländlichen Raum, koordiniert etwa durch die Landvolkshochschulen. In solchen regionalen Zugängen zur kirchlichen Arbeit kommen sehr schlüssig die großen persönlichen und die großen gesellschaftlichen Themen zusammen. Was eine Region ist, wie sie auf kirchlicher Seite »geschnitten« sein könnte, kleiner, gleich oder größer als ein Dekanat – das kommt sehr auf die jeweiligen kommunalen Strukturen, aber auch auf die jeweiligen Herausforderungen an.

Wenn nun in den Kirchen von »Regionalisierung« gesprochen wird, dann wird damit die Idee verbunden, die Region nicht nur als kirchliche Verwaltungsebene zu profilieren, sondern verstärkt als kirchliche Planungs- und Handlungsebene. Leitfragen auf dem Weg zu einer regionalen Identität könnten sein: Welche Gemeinden, welche Orte mit welchem Profil haben wir in der Region? Wohin wollen wir uns entwickeln, welche Themen zurückstellen, welche stärker profilieren? Diese strategischen Überlegungen und Entscheidungen führen in eine Art Leitbildentwicklung für die Region hinein, führen dann aber auch hinein in eine kontext- und auftragsbezogene Prioritätendiskussion, die zu einer Veränderung von Strukturen und Stellen vor Ort führt. Angesichts der traditionellen Gestalt kirchlicher Arbeit ergeben sich dabei einige nicht unwesentliche Herausforderungen: Was können wir vor Ort auch lassen, loslassen – Immobilien verkaufen, Arbeitsfelder auf eigene Beine stellen, verselbständigen, oder auch Engagements beenden? Wo können und müssen wir vermehrt und verlässlich regional zusammenarbeiten? Mit einer kontext- und konzeptorientierten Regionalisierung werden kirchliche Regionen lernen müssen, die Dimension strategischer und konzeptioneller Planung zwischen den großen Visionen vom Reich Gottes unter den Bedingungen dieser Welt und der kleinen operativen Verwaltung des parochialen Alltags wahrzunehmen und einzuüben.

Konkret könnte eine regional abgestimmte Leitbildentwicklung bedeuten, dass etwa eine Kirchengemeinde von ihrer Geschichte und ihrem Kontext die Schwerpunkte Obdachlosenarbeit und Kirchenmusik ausbaut. Die Nachbargemeinde öffnet ihre Kirche als Jugendkirche und initiiert regionale Dialogforen mit Politik und Wirtschaft. Eine diakonische Einrichtung in der Nähe etabliert einen regionalen Tauschring für Waren und Dienstleistungen und profiliert sich als Seelsorgezentrum, an dem viele ehrenamtliche SeelsorgerInnen aus der Region sich fortbilden und vernetzen: Jede Gemeinde übernimmt zu ihr passende Aufgaben, die sie für die Region wahrnimmt und trägt so einen Teil zum protestantischen Profil der Kirche in der Region bei. An jedem kirchlichen Ort – nicht nur Gemeinden, auch diakonische Häuser oder andere kirchliche Lebenszentren sind im Blick – werden spezifische Kompetenzen gebildet und werden Gottesdienste angeboten, die vom jeweiligen Schwerpunkt inspiriert, aber offen für die Menschen vor Ort sind. Die verschiedenen thematischen Schwerpunkte werden als Chance für den jeweiligen Gemeindeaufbau gesehen.

Keine Frage: Regionen, die nicht nur Verwaltungseinheiten, sondern Handlungseinheiten sind, brauchen dazu gute Leitungsinstrumente, wie sich das bereits in der wachsenden Bedeutung von Dekanatsynoden und –ausschüssen zeigt. Für genau so wichtig halte ich, wie angedeutet, dass Regionen über die finanziellen Mittel vor Ort wirklich entscheiden können sollten: Finanzielle und konzeptionelle Entscheidungsbefugnis sollten sich weitgehend decken. Wie wäre es, wenn die Kirchensteuer regional erhoben würde – was in der Region an Beiträgen gezahlt wird, kommt in der Region an und steht der Region zur Verfügung? Davon ginge ein fest definierter Anteil an zentrale Dienste, Kirchenleitung und überregionale Werke (sofern sie nicht längst regionalisiert sind...), ebenso ginge ein fest definierter Anteil in einen Solidaritätsfonds für finanziell schwächere Regionen. Dieses Modell würde den zahlenden Mitgliedern deutlich machen: Euer Geld wird hier in der Region verwendet, aber wir haben zentrale Aufgaben und wir sind solidarisch mit anderen Regionen. Es würde den Regionen die Verfügung über Finanzen und Stellen zubilligen, die sie brauchen, um sich als Region zu verstehen. Und es würde den Blick für die regionalen Ressourcen schärfen, könnte damit auch Kreativität zum Erschließen neuer Ressourcen wecken und bündeln.

2.2. Kirchliche Orte

Vielleicht ist die Rede von den »kirchlichen Orten« nur der Versuch, durch einen terminologischen Verfremdungseffekt darauf aufmerksam zu machen, dass »Gemeinde« nicht immer und sofort »Parochie«, also Ortsgemeinde meinen muss, siehe die Kriterien am Anfang. Auch um Werke und Dienste haben sich immer schon Gemeinden gebildet, die diese Kriterien mindestens anfangsweise erfüllen. Die Rede von »kirchlichen Orten« versucht also, das je Spezifische und Wichtige von Ortsgemeinde und überparochialen Diensten enger aufeinander zu beziehen. Sie nimmt dabei zwei Entwicklungen auf: Ortsgemeinden nehmen bewusst wahr, wo sie schon überparochial wirken, wegen ihrer konkreten Tradition und Situation, wegen ihrer konkreten Orte und Gebäude, wegen bestimmten Themen und Personen vor Ort. Umgekehrt nehmen übergemeindliche Werke und Dienste stärker wahr, dass und wie sich bei ihnen ein Gemeindeleben herausbildet, Gottesdienste und Gemeinschaft, Unterstützung und Bildung.

Ein kirchlicher Ort wäre also eine Kirchengemeinde, die übergemeindliche Aufgaben oder Ausstrahlung hat wie in den Beispielen oben, ein kirchlicher Ort könnte auch eine diakonische Einrichtung sein, die mit bestimmten Beratungs- und Bildungsangeboten in die Region wirkt und die Heimat für eine Themen- oder »Hausgemeinde« ist. Sehr viel konsequenter als in Bayern sind etwa in Berlin bestimmte regionale und landeskirchliche Dienststellen an Kirchen angesiedelt, zum Teil dort direkt untergebracht und prägen das Angebot und das Gemeindeleben vor Ort mit. Ein in gewisser Hinsicht paradigmatischer, in anderer Hinsicht völlig untypischer »kirchlicher Ort« ist für mich die »Brücke/Köprü«, das Begegnungszentrum von Muslimen und Christen in Nürnberg: Dort arbeiten Menschen mit hoher Kompetenz im Themenfeld christlich-muslimischer Dialog, an der »Brücke« angesiedelt ist der landeskirchliche Beauftragte für den christlich-muslimischen Dialog. Gleichzeitig ist die Brücke ein Treffpunkt, ein Lebensort für Christen und Muslime in der Umgebung, mit Gruppen, Kreisen, Freizeit- und Bildungsangeboten (allerdings – und dies macht die Brücke so untypisch – ohne Gottesdienstangebot...).

Was zeichnet also kirchliche Orte aus? Hier werden für die Region wesentliche Themen eng bezogen und verbunden mit der Spiritualität und dem Gemeindeleben vor Ort. Die Themen und Funktionen von überparochialen Werken und Diensten werden geerdet, an Orte gebunden, an Kontexte, an Lebensgeschichten und an Frömmigkeitsformen. An kirchlichen Orten arbeiten Haupt-amtliche mit drei Arbeitsschwerpunkten: Sie bürgen für die inhaltliche Kompetenz beim Thema, sie stehen für eine spirituelle Kompetenz in der Gestaltung des Ortes – und sie koordinieren, trainieren und begleiten Ehrenamtliche, von denen die Arbeit an den kirchlichen Orten weithin getragen wird. In den Hauptamtlichenteams sind TheologInnen wie Nicht-TheologInnen vertreten, je nach Profil des Ortes, auf jeden Fall immer auch jemand mit betriebswirtschaftlicher Kompetenz.

Mehr Verantwortung als gegenwärtig könnte bei Ehrenamtlichen liegen, sei es im Bereich des Gemeindelebens, aber auch im administrativen und ökonomischen, auch im inhaltlichen und spirituellen Bereich. Dies knüpft an ein neues Verhältnis von Haupt- und Ehren-amtlichen an, wie es in den letzten Jahren immer deutlicher sich herausbildet: Ehrenamtliche übernehmen selbständig und hochkompetent bestimmte Aufgabenbereiche für bestimmte Zeiten – die Ehrenamtliche als HelferIn auf Lebenszeit ist nur noch ein Modell neben anderen. Ich denke, dass sich kompetente Ehrenamtliche umso mehr für kirchliches Engagement gewinnen lassen, umso eher das Profil des jeweiligen kirchlichen Ortes deutlich und interessant ist, umso eher es klare Regeln, Pflichten und Rechte auch für Ehrenamtliche gibt. Hier haben sich in vielen Gemeinden Stellenbeschreibungen für und Verträge mit Ehrenamtlichen bewährt, die Rechte, Pflichten und »Kündigungsfristen« umreißen.

Ähnlich wie für die Region und in deren Rahmen würde ich mir auch für die kirchlichen Orte vorstellen, dass ihre Leitungsgremien, Kirchenvorstand oder vergleichbares Gremium, im Rahmen des regionalen Konzepts die Verantwortung über Profil, über Stellen und Finanzen des kirchlichen Ortes haben. Bei unseren Schwerpunkten und Herausforderungen vor Ort: Welche Stellen und welche Mittel brauchen wir? Wo können wir Menschen zur Mitarbeit gewinnen, wo können wir zusätzlich zu den Zuschüssen der Region Mittel akquirieren – durch Fundraising, durch Stiftungen und Spendenaktionen?

Wenn so der Kirchenvorstand bzw. das lokale Gremium Anstellungsträger ist und über Stellen und Ressourcen entscheidet, wird, so vermute ich, das spannungsreiche Spiel zwischen herkömmlichem Pfarramt und Gemeindeleben entscheidend verändert, das Pfarramt wird systemisch aus seiner Allmachts- und Allzuständigkeitsrolle herausgeholt, die Rolle des Pfarrers, der Pfarrerin wird sich verändern im Verhältnis zu anderen Professionen, insbesondere auch zu Ehrenamtlichen und zu Verwaltungs- und Managementfunktionen – eine Herausforderung, aber auch eine Chance für eine Neubestimmung des PfarrerInnenbilds.

Ein Leitbild, das mir sehr gefällt, um die Potenziale dieses Konzepts kirchlicher Orte zu sehen, ist das von Gemeinde als Herberge am Wegesrand (Jan Hendriks): Gemeinde wird hier nicht als Sammlung der Glaubenden vor Ort gesehen, sondern als Herberge für Menschen, die vorbeikommen, die hereinkommen, die hier durchatmen, ausruhen können, die ihre Geschichte mit der Geschichte Gottes zusammen bringen, die sich bilden und diskutieren, die im Angesicht Gottes klagen und feiern – und die dann gestärkt und orientiert weiterziehen, vielleicht wieder

einmal kommen oder bei einer anderen Herberge vorbeikommen. Manche Menschen bleiben nur kurz, manche kommen immer wieder, wieder andere arbeiten auf Zeit oder auf Dauer mit als Ehren- oder Hauptamtliche, nein: als Gastgeber in der Herberge, gestalten die Räume, bringen sich ein, sind in der Leitung der Herberge aktiv, kümmern sich um die Ökonomie und um die Inhalte, sehen diese Herberge als ihren Ort, ihre Heimat – und können es gleichzeitig gut aushalten, dass andere nur Gäste auf Zeit sind. Zuweilen kehren sich die Verhältnisse um: Die Gastgeber werden von den Gästen beschenkt, wer Gast und wer Gastgeber ist, verschwimmt, ist nicht mehr klar. Und immer wieder werden alle, Gastgeber und Gäste, von Gott besucht und beschenkt.

Dieses Bild von der Herberge gefällt mir, weil es kirchliche Orte nicht als Selbstzweck definiert, somit nicht bei der Bestandserhaltung stehen bleibt, sondern Gemeinden als wichtige Wegstationen und Impulsgeber in der Zivilgesellschaft versteht, weil es Verbindlichkeit und Freiheit in Balance hält – und weil die Wirtschaft, die Herberge, das Hospiz immer auch eine ökonomische Seite hat. Ich könnte mir vorstellen, dass es sowohl kirchliche Orte zu inspirieren vermag, die starke parochiale Wurzeln haben, als auch für kirchliche Orte wichtig sein kann, die aus überparochialen, funktionalen Diensten heraus entstehen.

Dr. Andreas Grabenstein, Neuendettelsau

Literatur:

- Daniel Dietzfelbinger, Jochen Teuffel (Hg.), Heils-Ökonomie. Vom Zusammenwirken von Kirche und Wirtschaft, Gütersloh 2002. Joachim Fetzer, Andreas Grabenstein, Eckhard Müller (Hg.), Kirche in der Marktgesellschaft, Gütersloh 1999.
- Jan Hendriks, Gemeinde als Herberge. Kirche im 21. Jahrhundert – eine konkrete Utopie, Gütersloh 1999.
- Uta Pohl-Patalong, Ortsgemeinde und übergemeindliche Arbeit im Konflikt. Eine Analyse der Argumentationen und ein alternatives Modell, Göttingen 2003.
- Uta Pohl-Patalong (Hg.), Kirchliche Strukturen im Plural. Analysen, Visionen und Modelle aus der Praxis, Schenefeld 2004